

**Zeitschrift:** Schweizer Spiegel  
**Herausgeber:** Guggenbühl und Huber  
**Band:** 35 (1959-1960)  
**Heft:** 6

**Artikel:** Der "Gmeindsfrässer" : eine Kindheitserinnerung  
**Autor:** Amrein, Seppi  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1073359>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 16.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



# Der „Gmeindsfrässer“

*Eine Kindheitserinnerung von Seppi Amrein*

*Illustriert vom Verfasser*

In einem Märchen wird erzählt, wie arme Eltern ihre Kinder in einen finsternen Wald lockten, damit sie sich dort verirrten. Auf einfache Art versuchten sie, damit eine unliebsame Bürde loszuwerden. Solches kommt nicht nur in Märchen vor. Das zeigt die folgende Schilderung, mit dem einzigen Unterschied, daß hier Kinder, statt in einen dichten Wald, hinter graue Anstaltsmauern gelockt wurden.

Es war an einem heißen Junisonntag, als ich an meinem Vater, der, so wie ich ihn kannte, die Ruhe selbst war, ein ungemein nervöses Getue feststellte. Überall suchte er in Schubladen und Kisten nach Spielsachen, während die Mutter die Wäsche und andere meiner Kleidungsstücke in ein altmodisches Köfferchen packte. Ich war damals sechs Jahre alt. Besser gesagt: ich war es noch nicht, denn dazu fehlte noch ein ganzer Monat. Fast etwas ängstlich schaute ich meinen Eltern bei ihrer

ungewöhnlichen Sonntagsarbeit zu. An früheren Sonntagen war es so gewesen, daß der Vater sich ans Fenster unserer kleinen Wohnung setzte und irgend etwas bastelte. Meist waren es Bauklötzli oder eine Miniatur-Puppenstube, die er für irgendwen in Arbeit hatte, um damit einige Batzen zu verdienen. Es waren meistens gerade die schönsten Sonntage, an denen er mit besonderer Vorliebe arbeitete, weil er dann zu seiner «Chnübliarbeit» recht hell hatte.

Während mein Vater seiner Bastelarbeit oblag, oder wie man heute sagen würde: seinem Hobby, flickte die Mutter an Vaters Hemden oder an einem alten Kittel herum. Meine Mutter, eine kleine, überaus zierliche Frau, war sehr menschenscheu. Diese Eigenschaft war bei ihr geradezu krankhaft. Weil sie ihre vier Wände sonntags nie und an Werktagen nur sehr selten verließ, wurde sie von den übrigen Hausbewohnern als «Spinnerin» betrachtet.

Der Vater mußte für sie die täglichen Einkäufe besorgen. Auf einer zerbrochenen Schieferplatte schrieb sie ihm auf, was er heimzu bringen hatte. Das Geld zählte sie auf den Rappen genau heraus. Wenn nun irgend etwas, das er hätte nach Hause bringen sollen, einen Fünfer mehr kostete als sie gerechnet hatte, mußte mein Vater noch einmal losziehen und das Geld nachzahlen. In der Schuld stehen wollte sie bei niemandem. Trotz ihrem zierlichen Wesen führte die Mutter bei uns das Regiment, oder wie man landläufig sagt: sie hatte die Hosen an. An einer Meinung, die sie für richtig hielt, gab es nichts zu rütteln. So mußte ich zum Beispiel noch im Sommer Lebertran nehmen, weil sie nicht wollte, daß er bis zum Winter verderbe.

Im Gegensatz zur Mutter war der Vater glücklich und zufrieden, wenn man ihn in Ruhe ließ. Zeitlebens war er sich gewohnt, Befehle entgegenzunehmen. Böse sah ich meinen Vater selten; wenn er es aber doch mal wurde, dann bestimmt auf den Vorwurf, er verdiene zu wenig und sei nicht einmal imstande, sie und seinen Buben anständig zu erhalten. In solchen Momenten wurde er weiß wie Kreide, brachte kein Wort zu seiner Verteidigung hervor, verließ die Wohnung und lief in den nahen Wald, um meistens nach einer Stunde zurückzukehren, als ob nichts geschehen wäre. Nie sah ich aber den Vater von seinen unfreiwillingen Waldspaziergängen nach Hause kommen, ohne daß er sämtliche Taschen mit Tannzapfen gefüllt hatte. Nach einem solchen Gewitter war für längere Zeit wieder Ruhe bei uns.

An jenem Sonntag aber war kein Krach vor ausgegangen, und doch herrschte dicke Luft in unseren vier Wänden. Ist es da verwunderlich, wenn mir das aufgeregte Verhalten meines sonst so ruhigen Vaters auffallen mußte? Warum packte er meine Bleisoldaten und die Bauklötzli in ein Packpapier? Warum war er dabei so aufgeregt? Aber auch das Verhalten meiner Mutter war sonderbar. Während sie meine Habseligkeiten an Wäsche im Köfferchen verstaut, blickte sie mich oft eigenartig an. Das Mittagessen wurde heute eine Stunde früher als gewöhnlich eingenommen. Der «Sonntagsbraten» fehlte diesmal, das heißt die gebrätelte Servelat, die bei uns nebst Vaters Kirchgang den Sonntag von einem Werktag unterschied. Die Mahlzeit bestand aus Teigwaren mit etwas vertrocknetem Käse bestreut

und einer Zwiebelschmelze übergossen. Irgend ein Büchsenkompott bildete die Beigabe. Und weil es ein außerordentlich warmer Tag war, stellte die Mutter jedem ein Glas Wasser hin. In das meinige tat sie einen Kaffeelöffel voll Zucker, was den kleinen Unterschied zu gewöhnlichem «Laufenburger» ausmachte. Wenn ich nun ab und zu an meinem Glas nippte, ermahnte mich der Vater, ich solle nicht allzuviel Wasser trinken, denn bei dem Spaziergang, den wir heute nachmittag noch vor uns hätten, müßte ich nur um so mehr schwitzen. Außer dieser kleinen Bemerkung, die eigentlich als eine Belehrung zu gelten hatte, wurde nichts gesprochen.

Als das Mittagessen dem Ende entging, erlaubte ich mir die Frage, ob eigentlich die Mutter auch mitkäme. Nein, sie bleibe zu Hause, sagte darauf der Vater kurz. Warum man denn meine Kleider und meine Spielsachen eingepackt habe, wenn wir doch nur einen Spaziergang machen wollten, wollte ich weiter wissen. Einen gegenseitigen Blick von Vater und Mutter, aber die Antwort blieben sie mir schuldig, und so unterließ ich weitere Fragen an sie. Wir müßten jetzt gehen, sagte der Vater nach einer Weile zu mir, wenn wir rechtzeitig unser Reiseziel erreichen wollten. Während die Mutter mir einen Zuckerstengel in die Hand drückte und ich dabei das untrügliche kindliche Gefühl hatte, sie sei froh, wenn wir bald gingen, sagte sie noch zum Vater: «Lueg emel au, daß s'ne bhaltid.»

Meine Mutter verschwand dann schnell hinter der Wohnungstüre, während mein Vater und ich die Treppe hinunter stiegen. Eine Frau, die die unterste Wohnung bewohnte, hörte ich noch beim Verlassen des Hauses sagen: «Mir tued s Buebli leid.» Warum ich der Frau, bei der ich hin und wieder spielen durfte, leid tat, wenn wir doch nur einen Spaziergang vorhatten, das dünkte mich sonderbar. Es war überhaupt so vieles, was mich trotz des strahlend schönen Tages nicht recht froh werden ließ. Da waren einmal Mutters Worte vom Behalten, dann die mitleidige Bemerkung jener Hausbewohnerin, endlich das Köfferchen und das Paket mit den Bleisoldaten und Bauklötzchen. Während man überall der Hitze wegen hinter geschlossenen Fenster-

Foto: John Galley  
Auf Entdeckungsreise

läden der Mittagsruhe pflegte, marschierten mein Vater und ich auf staubiger Landstraße dahin, als gelte es einen neuen Rekord bei einem Dauermarsch aufzustellen. Je weiter wir uns vom Wohnort entfernten, um so trübsinniger und eintöniger schien mir unser angeblicher Spaziergang. Bis auf spärliche Antworten auf meine Fragen sprach mein Vater nichts. Nur als wir vielleicht eine Stunde unterwegs waren, meinte er so nebenbei, es könnte wahrscheinlich heute ein Gewitter geben, wir müßten schauen, daß wir bald an unsern Bestimmungsort kämen, denn er hätte die ganze Strecke wieder nach Hause zurückzulegen.

Wie ein Blitzschlag aus heiterem Himmel trafen mich diese kurzen Worte. Bei mir war jetzt das vom Vater angekündigte Gewitter bereits ausgebrochen. Jä, ob ich denn nicht mit ihm den Rückweg antreten dürfe? Ob wir nicht miteinander heim zur Mutter gingen? Wohin er eigentlich mit mir gehe? Einem Platzregen gleich übergoß ich den Vater mit meinen kindlichen Fragen. Jetzt war auch bei ihm der Schweigebann gebrochen. Etwas umständlich versuchte er mir zu erklären, daß es der Mutter und ihm nicht möglich sei, mich länger im Hause zu behalten. Er erzählte mir von seinem kleinen Lohn, der auch die Mutter zwinge, einer Arbeit nachzugehen, um ihre Kleider und ihre bescheidenen Bedürfnisse selber zu verdienen, so daß sie etwas auf die Seite legen könnten. Dieser Umstände wegen müßten sie mich eben, wenigstens vorübergehend, fortgeben.

Ich weiß nicht mehr, was mein Vater sonst noch erzählte, denn ich hörte längst nicht mehr zu. Eine Welt schien in mir zu versinken, und trotz strahlendem Sonnenschein war es dunkel um mich her geworden. Die Tränen flossen mir unaufhörlich über meine Backen. Mein Anblick muß zum Steinerweichen gewesen sein, denn die vereinzelten Sonntagsspaziergänger drehten sich nach uns beiden um. Eine etwas wohlbeleibte, aber gutmütige Frau fragte meinen Vater, was auch los sei, daß der Kleine so herzzerbrechend weine. Ob er den Buben etwa in die nahe Waisenanstalt bringen wolle? Die Frau sagte dann noch, es komme öfters vor, daß Kinder auf dem Wege zur Anstalt von einer gewissen Angst gepackt würden und deshalb so weinten. Sie fügte hinzu, wenn die Kinder brav seien und gut täten, sei noch keines gefressen worden. Beim Wort «ge-

## VEXIERBILD AUS DER JAHRHUNDERTWENDE



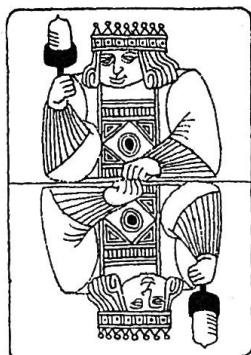
*«Zu diesen Bestien wird sich wohl kein Löwenbändiger hintrauen?» «Nun sehen Sie denn nicht? Es ist ja einer drin.»*

fressen» verzog sie das Gesicht zu einem milden Lächeln, um dem übeln Ausdruck die Spitze zu nehmen.

Meinem Vater war der kleine Zwischenfall sichtlich unangenehm, und er verabschiedete sich von der gesprächigen Frau ziemlich kurz, ohne ihre Fragen zu beantworten. Zu mir gewandt meinte er: «Hättisch ned eso bruucht zblääre, daß alles uf ein luegt.»

Inzwischen hatten wir unseren Bestimmungsort, ein großes graues Haus, erreicht. Die vergitterten Fenster des Erdgeschosses erweckten den Eindruck einer Strafanstalt. Die hier internierten Kinder befanden sich gerade beim Zobigessen. Aus wenig appetitlichen, zerbeulten Blechtassen schlürften sie die dünne Milch. Ich kann nicht sagen, daß die Kinder auf mich einen fröhlichen Eindruck gemacht hätten. An den verängstigten Gesichtern konnte man eher eine strenge Zucht, die offenbar in diesem Hause herrschte, ablesen.

Die Schwester, welche die Kinder betreute, kam auf uns zu. Sie begrüßte meinen Vater, wie mir schien, eher etwas kühl, während sie mich bei der Hand nahm und mich nach meinem Vornamen fragte. Die Kinder gingen beinah geräuschlos vom Tisch, während zwei davon damit beschäftigt waren, das Geschirr abzuräumen. Inzwischen waren die meisten Kinder ins Freie gelangt. Einige davon blickten etwas gwundrig von außen her zwischen den



## Beim Jassen notiert

Wer ein Dreiblatt der untersten Karten (6, 7, 8) hat, meldet

*Ein scharfer Dreier!*

Wer einen Stich absticht, meint

*Dä chan ig nümme bewillige!*

Wer nur noch Böcke und Trümpfe hat, verkündet

*Alle Billette her, Säcke ablegen, häre mit denen Bislibuebe!*

Gitterstäben zu uns herein. Die Schwester jagte sie mit einer Handbewegung fort, und im Nu schienen sie wie vom Erdboden verschwunden. Zu meinem Vater hingewandt meinte sie, es seien eben meist verwahrloste Geschöpfe, es gehe einfach nicht, ohne äußerst streng mit ihnen zu sein. Sie verließ für einen kurzen Moment das Elßzimmer, um bald darauf mit einer Tasse Milch zu erscheinen. Die Schwester forderte mich auf, mich zu setzen und die Milch zu trinken. Es sei «Ankenmilch» und sie sei besonders gut für den Durst. Während ich die Milch trank, packte mein Vater etwas umständlich meine Bleisoldaten und die Bauklötzli sowie aus dem altmodischen Köfferchen die spärlichen Wäsche- und Kleidungsstücke aus und legte alles neben mich auf den Tisch. Ich war noch ganz benommen von dem vielen Neuen, das mich umgab, als mein Vater plötzlich ohne Abschied das Zimmer verließ.

Aber er hatte die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Wie von einer Wespe gestochen, fuhr ich auf, rannte ihm nach und hielt mich an seinem Rockzipfel fest. Dazu schrie ich aus

Leibeskräften nach meiner Mutter und daß ich mit ihm nach Hause wolle. Die Szene, die jedem Landtheater Ehre eingelegt hätte, war von solcher Echtheit, daß die Schwester meinem Vater kurzerhand erklärte, er solle mich wieder mitnehmen, er könne ja nochmals versuchen, mich in die Anstalt zu bringen. Wie ein Sieger, der eine Schlacht gewonnen hatte, packte ich meine Bleisoldaten ein, während mein Vater beschämte die übrigen Sachen wieder ins Köfferchen stopfte. Etwas weniger siegesbewußt als ich verließ er mit mir das graue Haus.

Auf dem Heimweg überraschte uns dann ein furchtbare Gewitter, das uns nötigte, im nächsten Bauernhof unter einem Scheunendach Schutz zu suchen. Der Bauer, ein auffallend hagerer Mann, fragte meinen Vater, woher wir kämen, und als dieser ihm erklärte, er habe mich in eine Waisenanstalt bringen wollen, wo ich mich aber so dumm benommen habe, daß er genötigt gewesen sei, mich wieder mitzunehmen, meinte der Bauer trocken, es schade nichts, sie hätten sowieso genug «Gmeindsfrässer» hier in M.

Dieser Ausspruch des Bauern war eine weitere kalte Dusche, die mein Vater an diesem verunglückten Nachmittag über sich ergehen lassen mußte.

Wie wir nach Hause gekommen und was die Mutter dazu sagte, daß der Vater mich wieder heimbrachte, daran kann ich mich nicht mehr recht erinnern. Durch das Erlebnis und den langen Marsch rechtschaffen müde, schlief ich bald ein. Eines aber bleibt mir zeitlebens in Erinnerung haften, daß ich später beim Bauern als Verdingbub mein kärgliches Brot selber verdiente, während mein Vater mit meiner jüngeren Schwester den gleichen Weg zur Anstalt nochmals zurücklegte.

Wenn im Märchen die Kinder Hänsel und Gretel ihren Eltern Gold und andere Schätze heimbrachten, so konnten mein Vater und meine Mutter auf unsere Kosten ein schönes Scherflein errackern. Daß dabei unser liebebedürftiges Kinderherz zu kurz kam, kümmerte die beiden offenbar wenig. Heute, da ich diese Zeilen niederschreibe, kann ich meine Eltern nur zu tiefst bedauern. Während meine Mutter als Folge krankhafter Habgier in eine Nervenheilanstalt versorgt werden mußte, fristet der Vater, an Leib und Seele gebrochen, trotz seinem Geld, in einem Heim für alte kranke Männer ein kümmerliches Dasein.